

Peter Cichon
Barbara Czernilofsky
Robert Tanzmeister
Astrid Hönigspurger

(HerausgeberInnen)

Entgrenzungen Für eine Soziologie der Kommunikation

Festschrift für Georg Kremnitz zum 60. Geburtstag

Quo vadis, Francophonie?
Strategien der Globalisierung vs. lokale Prozesse der kulturellen
Identifikation

Jürgen ERFURT, Frankfurt

1. Postkoloniale Räume als Kontexten der Multikulturalität und der Mehrsprachigkeit

Zum Erbe des Kolonialismus gehört, dass einige Sprachen über viele Länder hinweg verbreitet sind. Dies gilt für das Englische als Sprache des britischen Empires, das die offizielle Sprache der Staaten des *Commonwealth* ist, ebenso wie für das Portugiesische als Sprache der *Lusophonie*, d.h. der portugiesischsprachigen Staaten wie Portugal, Brasilien, Angola, Mosambik, um nur einige zu erwähnen. Zu den Staatenbündnissen, die sich über die sprachliche Zugehörigkeit definieren, gehört auch die *hispanofona*, die die spanischsprachigen Länder umfasst, die aber weit weniger stark institutionalisiert ist als dies für den *Commonwealth* und die *Lusophonie* gilt, oder auch für die Francophonie, die im Weiteren der Gegenstand meines Beitrags ist.¹

Alle diese Bündnisse, die sich nach dem Ende des Kolonialismus herausgebildet haben, umfassen jeweils Staaten, die die Sprachen der einstigen Kolonialmächte auch in der postkolonialen Phase als offizielle Sprachen – eventuell auch neben anderen Sprachen – beibehalten haben, wiewohl all diese Länder sprachlich, ethnisch und kulturell außerordentlich heterogen sind. In vielen dieser Länder beschränkt sich allerdings die Kenntnis und die Sprachpraxis in der offiziellen Sprache auf die gesellschaftlichen Eliten, während große Teile der Bevölkerung ohne erkennbaren sprachpolitischen Status sprechen, sie somit von der Kommunikation in der offiziellen Sprache des Landes weitgehend ausgeschlossen sind.

¹ Auch weitere Sprachen sind über mehrere Staaten verbreitet und stellen das einigende Band für Bündnisse dar, so etwa das Arabische für die Staaten der Arabischen Liga, das Türkische für die Turkophonie, das Russische für die Staaten der früheren Sowjetunion. Im Unterschied zu *Commonwealth*, Francophonie oder Lusophonie sind sie jedoch keine Konstruktionen postkolonialer Beziehungen.

EDITION PRAESENS
Verlag für Literatur- und Sprachwissenschaft
Wien

Was ich für die weitere Argumentation festhalten möchte – dies mit Verweis auf und im Anschluss an G. Krennitz (1996) – sind die folgenden Sachverhalte:

– Die postkolonialen Räume, darunter in ganz markanter Weise auch diejenigen, welche heute zur Francophonie gehören, sind multikulturell geprägt. Sie sind Räume der gesellschaftlichen und individuellen Mehrsprachigkeit, in denen die Sprachen, das Französische eingeschlossen, verschieden verteilt sind und von den sozialen Akteuren unterschiedlich praktiziert wie auch unterschiedlich bewertet werden. Überall in der Francophonie ist die Koexistenz der Sprachen mit Sprachkonflikten verbunden.

– Die Sprachen der einstigen Kolonialmächte sind in diesen Räumen keineswegs homogen. So ist in räumlicher wie in sozialer Hinsicht das Französische stark differenziert. Die Diskussion um die Norm des Französischen, gemeint damit ist diejenige, welche sich an der Sprachpraxis des hexagonalen Französisch seitens der Pariser Eliten orientiert, stößt in der Francophonie auf ein ambivalentes Echo: Bedeutet sie für die einen Prestigeform, ist sie für die anderen mit Erfahrungen von sozialer Marginalisierung, von Abwertung der lokalen Ressourcen und mit der Ausübung von Macht verbunden. Wieder andere sehen sie in Konkurrenz zu eigenen nationalen Prestigevarietäten.

– Es sind kulturelle Räume, die im starken Maße von Migration gekennzeichnet sind. Mit dem Blick auf die Francophonie sehen wir das in Form der Binnenmigration in Westafrika, wo urbane Zentren wie Dakar oder Abidjan große Zuwanderungsströme aus ländlichen Regionen zu verkraften haben. Als Beispiele für grenzüberschreitende Migration lassen sich Frankreich, Kanada und Belgien anführen, die Zielort der einstigen kolonialen Untertanen oder deren Nachfahren aus Schwarzafrika, dem Maghreb oder von den Antillen sind (vgl. dazu ausführlich J. Erfurt 2005).

Ziel meines Beitrags ist es, der Frage nachzugehen, welche Rolle ein kulturelles Phänomen wie das der Sprache, hier insbesondere die französische Sprache, im Widerstreit von global vernetzten Organisations- und Lebensformen einerseits und lokal gebundenen Ressourcen andererseits spielt. Stellt die Francophonie so etwas wie eine Weltregion dar² und, wenn ja, wodurch wird sie in diesem Fall zusammengehalten? Oder löst sie sich bei genauerem Hinsehen in stark fragmentierte soziale Räume auf, über denen, abgehoben, ein voluntativer Diskurs von bürokratischen Eliten schwebt?

² Vgl. Bd. 19/2003 der Zeitschrift „*Croniques*. Beiträge zu einer modernen Romanistik“ zum Thema Francophonie als Weltregion und insbesondere die Beiträge von M. Middell und J. Riesz.

2. Die Francophonie als globaler Akteur

Zu den auch heute noch kontrovers diskutierten Fragen zur Geschichte der Francophonie gehören: Wo liegen ihre Anfänge? Wer eigentlich hat sie auf den Weg gebracht? Welche sind ihre Erinnerungsorte, ihre Gründungstexte und ihre Leitbilder? In den Darstellungen der Promotoren der Francophonie werden immer wieder Namen wie L. S. Senghor, H. Bourguiba und H. Diori als ihre Gründungs-väter angeführt. M. Tétu (1992:51ff.) erwähnt auch C. de Gaulle als eine ihrer Vaterfiguren. Zudem führt M. Tétu (1997:13) – Herausgeber des Jahrbuchs *L'Année francophone internationale* und exponierter Chronist der Francophonie – an, sei der Begriff der *francophonie* vor 1980 kaum im Umlauf gewesen und hätten sich diejenigen, die ihn benutzten, dem Verdacht des Neokolonialismus ausgesetzt. Neuere Untersuchungen (vgl. J. Riesz 2003) belegen jedoch, dass die Dekade von 1960 bis 1970, das erste Jahrzehnt nach der Unabhängigkeit der meisten frankophonen afrikanischen Staaten, die entscheidende Phase der Erarbeitung des zeitgenössischen Frankophone-Diskurses und zugleich der erste Versuch gewesen sei, ihr eine „Geschichte“ zu geben.

Die Aufgabe einer sich neu konstituierenden und global verstehenden Francophonie in diesem Jahrzehnt lässt sich zweifach umschreiben: Einmal als das Bemühen, das koloniale „Erbe“, das „Wissen“, die Erfahrungen und Kompetenzen einer über 200-jährigen Geschichte sprachlicher überseeischer Expansion in die neue Zeit herüber zu „retten“, zum andern als das Bestreben, die neue „Francophonie“ dennoch deutlich als etwas von der kolonialen Sprach- und Assimilationspolitik Verschiedenes zu konstituieren und jeden Verdacht neokolonialer Absichten von ihr fern zu halten. In den 60er Jahren, die demnach als eine frühe Phase der Institutionalisierung der Francophonie anzusehen sind, bildet sich ein neuer postkolonialer Diskurs heraus. Für viele andere Bereiche jedoch, wie die Ökonomie, die Geldpolitik in der Franc-Zone, die Militärpräsenz und die Kulturpolitik Frankreichs in Afrika, markieren die 60er Jahre keinen Beginn, sondern Kontinuität in der französischen Kolonialpolitik, auch über die Erringung der Unabhängigkeit der afrikanischen Staaten hinaus.

Betrachten wir die Geschichte der Francophonie, so kann als bedeutsames Ereignis im Prozess ihrer Institutionalisierung die Gründung der *Agence de coopération culturelle et technique* (ACCT) 1970 festgehalten werden, die für mehr als zwei Jahrzehnte das Machtzentrum einer Francophonie sein wird, die sich als Akteur der multilateralen und supranationalen Kooperation versteht. Mit diesem Selbstverständnis liegt sie allerdings vielfach über Kreuz mit dem von Frankreich praktizierten bilateralen Klientelismus, der direkte Nord-Südbeziehungen zwischen Frankreich und den einzelnen Ländern Afrikas gegenüber einer Vernetzung der Staaten untereinander favorisiert.

Seit Mitte der 80er Jahre nimmt die Dynamik innerhalb der Francophonie beträchtlich zu, wie sich an der Initiative Mitterrands zu einem ersten Gipfeltreffen (*le sommet de la Francophonie*) der Staats- und Regierungschefs von frankophonen Staaten 1986 zeigt. Von nun an finden diese Gipfeltreffen der Staats- und Regierungschefs alle zwei Jahre statt: zuletzt das 9. Gipfeltreffen im November 2002 in Beyrouth. Das 10. findet dieses Jahr in Ouagadougou (Burkina Faso) statt. Mit den ersten Gipfeltreffen der Francophonie seit 1986 ging ein Prozess der Verstaatlichung der Francophonie einher. Frankreich und seine Partner haben Ministerien oder staatliche Institutionen eigens für Angelegenheiten der Francophonie gegründet und staatlicherseits wurden reichlich bürokratische Eliten zur Verwaltung der Francophonie rekrutiert.

Ende der 80er Jahre wandelt sich die weltpolitische Lage dramatisch. Der Zusammenbruch der Sowjetunion, das Scheitern der sozialistischen Gesellschaften in Mittel- und Osteuropa, das Ende des Kalten Krieges und die daraus resultierenden Konsequenzen für zahlreiche Staaten in Asien und Afrika – diese Ereignisse lassen ein weltpolitisches Vakuum entstehen, das die großmächtigen Konkurrenten, darunter Frankreich und die USA, zum Handeln zwingt. So werden zur Gipfelkonferenz in Paris im November 1991 Rumänien, Bulgarien und Kambodscha als neue Mitgliedstaaten in die Francophonie aufgenommen und damit der Prozess ihrer Ausweitung auf nicht-frankophone Staaten eingeleitet. Später kommen Albanien, Mazedonien, Moldova, Litauen, Polen, Tschechien und die Slowakei hinzu.

Relativ spät, erst Mitte der neunziger Jahre, reagiert die Francophonie mit einer Reorganisation ihrer Struktur und einer Neuverteilung der Kompetenzen auf die neue Situation in den internationalen Beziehungen. Wie soll sie sich einstellen auf die Neuordnung der Einflussphären in der Welt, auf die Auswirkungen der Globalisierung und des Neoliberalismus? In Cotonou 1995 verabschiedeten die Staats- und Regierungschefs ein *Projet francophone pour le temps présent et le siècle à venir*, um der Francophonie « *sa pleine dimension politique* »³ zu verleihen. Was darunter zu verstehen ist, lässt sich mit Stichwörtern wie Rationalisierung, effektive Leitungsstrukturen, Subsidiarität, Operativität nur andeuten – gemeint ist letztlich, die Francophonie zu einem Akteur der Globalisierung umzubauen, der aktiv in die Gestaltung der internationalen Beziehungen einzugreifen in der Lage ist. Der *sommet* von Cotonou beschließt unter anderem, auf dem Gipfeltreffen in Hanoi einen Generalsekretär der Francophonie zu wählen. Zugleich implizierte die „Entfaltung ihrer politischen Dimension“, dass die aus dem Jahre 1970 stammende Charta der ACCT gänzlich überarbeitet werden musste, sah doch die Charta von

1970 noch das Prinzip der Neutralität in allen politischen Fragen vor. Das bis dahin funktionierende und weitgehend supranational agierende Koordinations- und Machtzentrum, die ACCT, wurde entmachtet, indem sie als *Agence de la Francophonie* in eine operative Instanz überführt und dem Generalsekretär unterstellt wurde. 1996 nimmt die Ministerkonferenz der Francophonie die neue *Charte de la Francophonie* an. Auf der 7. Gipfelkonferenz in Hanoi 1997 wird die eingeleitete Reorganisation offiziellisiert. Der frühere UN-Generalsekretär Boutros Boutros-Ghali wird auf Drängen des französischen Präsidenten Jacques Chirac zum Generalsekretär der Francophonie gewählt (vgl. Kolboom 2002:465).

Spätestens mit der Gipfelkonferenz in Moncton 1999 hat die neue Linie der Francophonie Kontur erhalten. Diese besteht in der Durchsetzung eines Selbstverständnisses als politischer Akteur, der sich um der eigenen Glaubwürdigkeit willen auch nach innen den Grundsatzfragen von Demokratie, Menschenrechten und Rechtsstaat stellen muss. Für beinahe die Hälfte der Mitglieder stellt die Verwirklichung dieses Gebots eine große Herausforderung dar, wollen sie sich nicht schon bald am Pranger stehen sehen und auf Normen und Werte verpflichtet werden, die zunächst nur die politische Kultur der Länder des Nordens bestimmen. Einmal mehr werden somit die Heterogenität in den Interessenlagen und die Spannungen zwischen Nord und Süd augenfällig. Zugleich verpflichten sich die Mitgliedsstaaten, sich für die Verbreitung des Französischen im Inneren der Organisation zu engagieren und aktiv an einer internationalen Konvention der UNESCO zur Unterstützung der kulturellen Vielfalt mitzuwirken.

Heute gehören der *Organisation internationale de la Francophonie*, wie dieser Zusammenschluss seit 1997 offiziell heißt, 56 Staaten und Regierungen an. Wer sind diese Mitgliedsstaaten? Ähnlich wie der Commonwealth ist auch die Francophonie eine extrem heterogene *entente*. Unter ihren Mitgliedern sind einige der reichsten und mächtigsten Staaten der Erde, wie die zu den G8 zählenden Länder Frankreich und Kanada oder wie Luxemburg, Schweiz und Belgien. Viele andere Länder befinden sich am äußersten Ende der Armutsskala, die noch dazu Orte unvorstellbarer Szenarien des Völkermords, der Verbrechen von marodierenden Banden und Kindermilizen sowie der wirtschaftlichen Ausplünderung sind. Insgesamt 23 der 56 Staaten der Francophonie gelten als Länder mit geringer wirtschaftlicher Entwicklung, darunter Benin, Burkina Faso, Haiti, Kambodscha, Laos, Mali, Mauretanien, Niger, Togo, Tschad und Zentralafrikanische Republik.⁴

Innerhalb der Francophonie existiert ein dichtes Netz von Institutionen und eine Vielzahl von Programmen der wirtschaftlichen, kulturellen und technologischen Kooperation, der Bildung, der Wissenschaft und der Beförderung der

⁴ Vgl. *Statistiques du Rapport Mondial sur le Développement Humain/Human Development Report 2002 – United Nations Development Programme (UNDP)*. New York/Oxford University Press, 2002.

³ *Actes de la sixième Conférence des chefs d'États et de gouvernement des pays ayant le français en partage*, décembre 1995, Paris: Agence de la Francophonie 1995.

Demokratie. Gegenwärtig stehen Aktionsprogramme wie Frieden, Demokratie und Rechtsstaat, Förderung und Verbreitung der französischen Sprache, technische und berufliche Bildung, Entwicklung und Verbreitung neuer Informations- und Kommunikationstechnologien im Mittelpunkt, um nur einige der Schwerpunktprogramme zu nennen, für die z.T. beträchtliche Summen aus dem Budget der Francophonie bereit gestellt werden.

3. Methodisches Dilemma

Um die kulturelle und politische Realität der Francophonie besser zu erfassen, hat sich in den letzten Jahren eine Sprachregelung durchgesetzt, die eine begriffliche Differenzierung erlaubt. So steht die Bezeichnung *Francophonie* – mit großem F – in dem gerade erwähnten Sinne für die politische Organisation der Francophonie. Hingegen steht die *francophonie* – mit kleinem f – für die kulturellen Räume in der Welt, in denen das Französische verbreitet oder von Einfluss ist, so z.B. die französischsprachigen Kulturen in Nordamerika und der Karibik, im Maghreb, in Schwarzafrika, auf den Inseln im indischen und pazifischen Ozean usw.

In topographischer Hinsicht sind *Francophonie* und *francophonie* nicht kongruent. Zur Francophonie gehören eine ganze Reihe von Staaten, die zwar kulturelle Werte Frankreichs und der Francophonie teilen, aber nicht französischsprachig sind: Rumänien, Bulgarien, Slowenien, Litauen, Polen, Laos, Vietnam, die Kapverden, Guinea-Bissau, um nur einige zu nennen. In anderen Ländern hat das Französische keinen offiziellen Status, dennoch spielt es in ihren Gesellschaften eine bedeutende Rolle: Libanon und Algerien wären hier zu erwähnen. Argentin gehört zudem aus historischen Gründen nicht der politischen Organisation der Francophonie an; die Erinnerungen an die Gräueltaten der kolonialen Kriege Frankreichs sind hier noch lebendig. Nicht wenige afrikanische Länder sind zwar offiziell französischsprachig, ihre Bevölkerungen – mit Ausnahme der gesellschaftlichen Eliten – sind es indes nur zu einem ganz geringen Teil.

Die Frage, die sich nun stellt und der ich im Weiteren nachgehen möchte, ist die nach dem Zusammenhang von *Francophonie* und *francophonie*. Wenn die Francophonie als intergouvernementales und transnationales Beziehungsgeflecht maßgeblich auch die sprachpolitischen Konstellationen in ihren Mitgliedsländern beeinflusst, so ist paradoxerweise bislang weitgehend unbeachtet geblieben, welchen Einfluss sie auf die Französischsprachigkeit und die kulturelle Praxis frankophoner Gruppen hat und welche Wechselwirkungen überhaupt zwischen *Francophonie* und *francophonie* bestehen. Dass diese Wechselwirkungen so wenig erforscht sind, kann ohne weiteres als ein Dilemma verstanden werden. Dieses Dilemma ist hier nicht zu beheben. Allerdings soll ein Weg skizziert werden, wie wir näher an diese Wechselwirkungen und näher an die sozialen Identifikations- und Transformationsprozesse in der Francophonie heran kommen.

Die Francophonie wird in diesem Zusammenhang als ein diskursiver Raum verstanden. Für die Forschung bedeutet dies, sich auf die Beschreibung von dynamischen und interaktionalen Prozessen einzulassen und mittels der Analyse und Interpretation von Diskursen zu erkennen, wie sich Gesellschaftlichkeit, und somit auch, wie sich Francophonie konstruiert und frankophone Identität artikuliert. Um die Francophonie in ihrer Heterogenität, Dynamik und Widersprüchlichkeit zu erkennen, bieten sich anthropologische Betrachtungen zu Fragen der Identität und soziolinguistische Analysen zur Sprachpraxis der Frankophonien an. Das eigentliche Problem besteht darin, den induktiven Weg der Erkenntnis zu gehen, d.h. die am Detail gewonnenen Erkenntnisse zu verallgemeinern und an die Komplexität des Phänomens Francophonie zurückzubinden.

4. Die Francophonie im Spannungsfeld von Prozessen der Globalisierung und der lokalen Identifikation

Nachdem ich einige Seiten des Institutionalierungsprozesses der Francophonie ausgeführt habe, möchte ich mich nun der *francophonie* – mit kleinem f – auf der lokalen Ebene zuwenden. Als Daten bzw. Fallstudien greife ich auf Forschungen zu den französischsprachigen Minderheiten in Kanada zurück, die unsere Forschungsgruppe in den Jahren 1996 bis 2001 erhoben hat (vgl. den Projektbericht Erfurt/Heller/Labrie 2002). Im Mittelpunkt stand hierbei nicht jener Teil der kanadischen Francophonie, an den man gewöhnlich zuerst denkt, wenn von französischer Sprache und Kultur in Nordamerika die Rede ist, d.h. die *francophonie* in Québec, sondern einige der frankophonen Gemeinschaften im Mindereitenmilieu Kanadas, also außerhalb Québecs. Die Forschungen konzentrierten sich auf die Frankophonien in Kanadas bevölkerungsreichster Provinz Ontario, wo ca. eine halbe Million Frankophone leben, sowie auf die frankophonen Gemeinschaften in der ostkanadischen Region der Acadie, die sich über die Provinzen Nouveau-Brunswick, Nouvelle-Écosse und Île-du-Prince-Édouard erstreckt. Im Unterschied zu Québec, das seit 1977 offiziell französischsprachig und somit einsprachig ist und wo sich die Frankophonien in einer Mehrheitsposition befinden, haben wir es in Ontario und der Acadie mit französischsprachigen Minderheiten in dominant anglophonen Gesellschaften zu tun. Neben den Problemen, die mit der Situation als Minderheit verbunden sind – Schule, Arbeitsmarkt, Einsprachigkeit/Mehrsprachigkeit, Assimilationsdruck, um nur einige Stichwörter zu nennen –, sind wir der Frage nachgegangen, wie sich die frankophonen Gemeinschaften unter dem Eindruck des Neoliberalismus und der Globalisierung verändern und was es in dieser Situation für die Sprecher bedeutet, frankophon zu sein und als Francophone in der kanadischen Gesellschaft zu leben. Welche Grenzziehungsprozesse zeichnen sich ab? Wie leben die Individuen und Gemeinschaften entlang einer ethnolinguistischen Grenze von Anglophonie und Francophonie? Welche anderen

Grenzen zeichnen sich im Zuge der Umstrukturierung der Gesellschaft ab? Welche Rolle spielt in einem Einwanderungsland wie Kanada der Zustrom von Migranten aus den anderen frankophonen Räumen der Erde? Ich möchte dies anhand von zwei Fallstudien genauer beleuchten.

4.1 *Bilinguisme et nouvelle économie dans une communauté francophone*

Die erste Fallstudie führt uns auf die als *péninsule de Niagara* bezeichnete Region im Süden der Provinz Ontario unweit der Niagarafälle, in eine Industriestadt mit ca. 45.000 Einwohnern, von denen sich etwa 16% als frankophon bezeichnen. Die Geschichte der frankophonen Gemeinschaft in diesem Ort geht auf die 1920er Jahre zurück. In der Zeit zwischen den Weltkriegen zog die rasch wachsende Schwer- und Textilindustrie Arbeitskräfte an. Von den Arbeitern angeboten im Süden der Provinz Ontario angezogen, verließen zahlreiche Bauern und Landarbeiter ihre Herkunftsorte in Québec, um in der Schwerindustrie ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Bei ihrer Ankunft in der Stadt nahe der Niagarafälle bildeten sie eine relativ homogene frankophone Gemeinschaft im anglophonen dominierten Industriestandort. Sie lebten in einem Stadtviertel, das auch heute noch als „Frenchtown“ bezeichnet wird, sie sammelten sich um ihre katholische Kirchengemeinde und gründeten französischsprachige Vereine. Die einzige Chance für ihre kulturelle, sprachliche und soziale Reproduktion bestand folglich darin, in einem festgefügtten Netz von Institutionen zu leben, das vom Klerus und von einer kleinen sozialen Elite aus Ärzten, Versicherungsagenten u.a. kontrolliert wurde. Der damit verbundene traditionelle Diskurs begegnet uns auch heute noch in Vereinigungen und Organisationen, die sich an eine frankophone, meist ältere, doch sehr aktive Klientel richten. Das Leben im Umfeld der Schwer- und Textilindustrie erlaube über Jahrzehnte hinweg eine Kontinuität im Leben der örtlichen frankophonen Gemeinschaft, bis die Region in den 1970er Jahren erstmals von einer tiefen Wirtschaftskrise erfasst wurde. Viele wurden arbeitslos, einige suchten anderorts Arbeit, andere suchten auf dem dominanten englischsprachigen Markt nach Arbeit, auf dem sie als Zweisprachige ohne weiteres Zugang hatten. Wieder andere versuchten ihr Glück in der Gründung von kleinen Unternehmen, um einen frankophonen Arbeitsmarkt aufzubauen und die frankophone Kundschaft zu bedienen. Etwa in derselben Zeit – aufgrund staatlicher Intervention im Zusammenhang mit dem Gesetz über die Förderung der Minderheiten in den offiziellen Sprachen Kanadas von 1968 – erhielten die Frankophonen erstmals das Recht, Sekundarschulen in Französisch zu besuchen. Vor allem Lehrer trugen dazu bei, ein Bewusstsein dafür zu entwickeln, das Recht auf eine Bildung in französischer Sprache wahrzunehmen und als frankophone Kanadier für Gleichberechtigung in der kanadischen Gesellschaft zu kämpfen. Der sich in diesem Kontext entwickelnde Modernisierungsdiskurs ging einher mit der Gründung kultureller In-

situationen, wie etwa dem *radio communautaire*, das der öffentlichen Wahrnehmung der Frankophonen und ihrer Vernetzung untereinander deutliche Impulse verleiht.

Nach Jahren der Rezession erfährt die Stadt Anfang der 90er Jahre einen Strukturwandel durch die Anstellung von Unternehmen der Informations- und Kommunikationstechnologie und des Dienstleistungssektors, darunter auch von *Call-Centers (centres d'appels)*. Daneben gewinnt in der Region auch der Tourismus an Bedeutung. Diese beiden Bereiche stimulieren das Anwachsen einer Tertiärindustrie, in der die kommunikativen Fähigkeiten im Arbeitsmilieu einen hohen Stellenwert einnehmen. Dank ihrer bilingualen Kompetenzen in Französisch und Englisch eröffnen sich den Frankophonen auf ein Mal Zugangsmöglichkeiten zu einem neuen Markt, wie es über lange Zeit nicht mehr der Fall war, als noch die Schwer- und die Textilindustrie in dieser Region dominierten.

Welche neuen Herausforderungen und Konflikte zeichnen sich für die Frankophonen nun ab?

Aufgrund ihrer Zweisprachigkeit, mit der sie in den Telefon-Dienstleistungszentren sowohl eine anglophone wie eine frankophone Kundschaft in ganz Nordamerika und weit darüber hinaus bedienen können, haben sie relativ leichten Zugang zu dem neuen Wirtschaftssektor. Allerdings sehen sie ihre Sprachpraxis einer minutiösen Bewertung in Form von z.T. sehr problematischen Sprachtests unterzogen, die den Beginn einer Reihe von Selektionsmechanismen darstellen (vgl. Roy 2003:368ff.).

Für den Unternehmer gehört zur Qualität der Dienstleistung auch die Art, wie die Angestellten mit der Kundschaft kommunizieren. Sie erwarten daher eine Sprachpraxis, die normgerecht oder zumindest nahe der Norm liegt, um auch in sprachlicher Hinsicht konkurrenzfähig zu sein. Selbst wenn das Unternehmen nicht definiert, mit welchen Vorstellungen von Norm diese Sprachpraxis verbunden ist, erwartet es, dass die Angestellten in normierter Weise Englisch und Französisch sprechen. Die sprachlichen Varietäten insbesondere des Französischen, die die Frankophonen in dieser Stadt sprechen, entsprechen jedoch oft nicht der Norm, die das Unternehmen erwartet. Als frankophone Minderheit im dominanten anglophonen Milieu trägt ihr Französisch die Züge einer industrieproletarischen Lebenspraxis. Sie fühlen sich im vernakulären Französisch und im permanenten Wechsel zwischen Französisch und Englisch viel eher zu Hause als im französischen Standard. Hinzu kommt, dass der größte Bedarf an bilingualen Kompetenzen vor allem in jenen Bereichen des Unternehmens besteht, wo die Kundenkontakte stattfinden, während auf den Leitungsebenen die Kommunikation ausschließlich in Englisch erfolgt. Wenngleich die bilingualen Fähigkeiten einen Bonus darstellen und als solche vergütet werden, bedeutet die unternehmensinterne Sprachpolitik, dass Codeswitching, Anglizismen und vernakuläres Französisch abgewertet werden. Diese Phänomene gelten als Sprachpraxis, die nicht den Vorstellungen von Professionalismus des Unternehmens entsprechen.

Wenn also für die frankophone Gemeinschaft in dieser Region die neue global agierende Dienstleistungsindustrie eine Art Rettungsanker für die sprachliche Reproduktion und ein Leben in französischer Sprache darstellt, so sehen sich die Frankophonen schon vor Beginn ihrer Tätigkeit einem Selektionsprozess unterworfen. Einmal eingestellt, finden sie sich dann überwiegend auf den unteren Rängen der betrieblichen Hierarchie wieder (vgl. ebd., 370-371).

4.2 Immigration und die Ethnisierung in der Francophonie

Die zweite Fallstudie ist in Kanadas Wirtschaftsmetropole Toronto angesiedelt, eine multiethnische Stadt mit ca. 3,5 Mio. Einwohnern im Süden der Provinz Ontario. In Toronto wird überwiegend Englisch gesprochen. In der Stadt leben ca. 2% Frankophone, von denen die meisten zwei- oder mehrsprachig sind. Als eine Minderheit, die eine der beiden offiziellen Sprachen Kanadas spricht, genießen sie in Toronto wie überall im anglophonen Kanada einen anerkannten sprachpolitischen Status, verbunden mit bestimmten Rechten, soweit sie prozentual oder numerisch eine bestimmte Zahl je Gemeinde überschreiten.

Toronto gilt als eines der Zentren der Immigration. Unter denen, die als Immigranten nach Kanada kommen, befinden sich zahlreiche Menschen, zu deren sprachlichem Repertoire das Französische gehört, als Erstsprache, als Bildungssprache oder als Vernakularsprache. Sie kommen aus Europa und Afrika, aus der Karibik und auch aus Asien. Sie nutzen das Französische, um Anschluss an den Arbeitsmarkt, vor allem aber an frankophone Institutionen und Netzwerke, darunter vor allem auch die französischsprachige katholische Kirche und französischsprachige Assoziationen zu finden. Als Frankophone kommen auch die Migranten in den Genuss der sprachpolitischen Rechte, die den *Canadiens français* in den letzten Jahrzehnten von Seiten des Staates zugesprochen wurden. Innerhalb der Francophonie versuchen sie sich als eine ‚neue‘ Francophonie zu emanzipieren, die sich in ihrer Geschichte, in ihren kulturellen und sprachlichen Ressourcen, in ihrer Identität als *Néo-Canadiens* deutlich von der traditionellen kanadischen Francophonie unterscheidet. Unter den Frankophonen, die schon seit vielen Generationen in Ontario leben, ist ein Diskurs verbreitet, in dem sie sich als *francophones de souches* – als bodenständige, als in der Region verwurzelte Frankophone – definieren und sich als *nous, les Franco-Ontariens* oder *nous, les Canadiens français* von den *Néo-Canadiens* absetzen. Wenn es für die Frankophonen insgesamt als Minderheit in Ontario wichtig ist, sich als Gemeinschaft zu stärken und gemeinsam dafür zu kämpfen, ein Leben in französischer Sprache führen zu können, so zeichnet sich innerhalb der Gemeinschaft eine wachsende Differenzierung bezüglich der kulturellen und politischen Interessen, damit auch der frankophonen Diskurse ab.

Die Zahl der Frankophonen, die sich als Angehörige von so genannten *minorités ethnoculturelles et raciales* definieren, ist in den neunziger Jahren weiter angestiegen. Als Immigranten aus Algerien, Kongo, Djibouti, Somalia, Haiti usw. haben sie länderbezogene Vereinigungen gegründet, die zunächst dazu bestimmt waren, Neuankömmlingen aus ihren Ländern die Integration in die kanadische Gesellschaft zu erleichtern. Infolge der Kürzungen der staatlichen Zuwendungen für die Minderheitenpolitik treten nun innerhalb der francophonen Assoziationen heftige Diskussionen darüber auf die Tagesordnung, wie die Verteilung der knapperen Ressourcen erfolgen soll und wer von wem legitimiert ist, über das Budget zu entscheiden und wer dabei welche Interessen vertritt. Damit einher geht eine Infragestellung des traditionellen Diskurses der Frankophonen, in die sich nachdrücklich auch andere soziale Gruppen oder Minderheiten wie Künstler, feministische Gruppen, Gruppen von Homosexuellen und nicht zuletzt die Assoziationen französischsprachiger Immigranten einmischen (Grimard/Labrie/Roy 1999; Labrie/Roy 1999; Moïse 1999). Was zeigt sich an dieser Fallstudie, die ich andertoris (vgl. Firturt 2000) detailliert dargestellt habe?

Erstens: Es wird sichtbar, dass sich innerhalb der Francophonie in Ontario mehrere Fraktionen gebildet haben, die jeweils ihre Interessen diskursiv verteidigen. Dabei stehen sich gegenüber:

- a) der dominante, auf Hegemonie und Homogenität gerichtete Diskurs der *francophones de souches*, der in Bezug auf die eigene Fraktion eine minimalistische Strategie verfolgt: *on est canadiens, ontariens et francophones*. Gegenüber den anderen, insbesondere den *minorités ethnoculturelles et raciales*, zielt dieser Diskurs auf eine Infragestellung ihrer Identität sowie der Diversität ab.
- b) der Des-Integrationsdiskurs der *minorités ethnoculturelles et raciales*, der ein differenzieller Diskurs ist: wir gehören dazu, aber sind anders, und wir fordern, dies anzuerkennen und nicht über uns bestimmen zu wollen.

Zweitens: Über das Französische reproduzieren sich innerhalb der ethnokulturellen Vereinigung die Spannungen, die aus der Kolonialgeschichte der Herkunftsländer der Immigranten, insbesondere aus Schwarzafrika, darunter viele Kongolesen, in die nachkoloniale Phase überführt werden. Das Französische ist auch noch um das Jahr 2000 ein Soziolekt der afrikanischen Bildungselite, alle anderen nicht-intellektuellen Migranten aus dem Kongo oder aus anderen afrikanischen Ländern bleiben von der Kommunikation ausgeschlossen. Diejenigen, welche früher ausgeschlossen waren, haben nun in Ontario das Englische als Prestigesprache zur Verfügung, müssen sich also nicht in Französisch sozialisieren, um soziale Anerkennung zu erfahren. Genau diese Konstellation führt einerseits zu einer Anfechtung der dominanten Position der frankophonen Elite innerhalb der *communautés ethnoculturelles*. Andererseits hat die Infragestellung des Französischen als Sprache der Organisation zur Konsequenz, dass die staatlichen Subventionen aus dem Fonds für frankophone Minderheiten nicht mehr garantiert

sind. Auf diese Weise gehen die finanziellen Ressourcen verloren, die ihnen als Kongolosen oder Afrikanern die Integration erleichtern.

Drittens: Die Fallstudie unterstreicht einmal mehr die Problematik der sozialen Kategorisierung. Es wird ablesbar, dass die scheinbar einfachen Fragen danach, wer frankophon ist und was es heißt, sich als Frankophone/r im multikulturellen und im Minderheitenmilieu zu identifizieren, eine außerordentlich komplexe ideologische Dimension aufweisen. Allgemeiner formuliert: sich einer sozialen Kategorie zugehörig zu fühlen oder in sie eingeordnet zu werden, ist hoch sensibel und nicht selten Teil von heftigen diskursiven Kämpfen. Kategorien wie *l'ethnie* und *Rasse*, die hier eine Rolle spielen, aber auch Geschlecht, sexuelle Orientierung, soziale Klasse, *Frankophone/r*, *Kanadier/in* usw. existieren nicht einfach so oder natürlich, sie sind Gegenstand von diskursiven Prozessen und werden in der sozialen Interaktion konstruiert.

5. Schlussfolgerungen

Anhand der beiden Fallstudien ging es mir darum, einige Formen lokaler Identifikationsprozesse in der Frankophonie zu zeigen. Die Problematik, als Frankophone/r in einer anglo-dominanten Gesellschaft zu leben, verweist auf die ethnolinguistische Grenze von Frankophonen und Anglophonen und auf das Verhältnis von Mehrheitsgesellschaft und Minderheit. Nicht weniger markant sind jedoch auch die Distinktionsprozesse innerhalb der frankophonen Gemeinschaften.

Kehren wir zum Ausgangspunkt der Betrachtung, d.h. zur Dynamik der Institutionalisierung der Frankophonie zurück. Betrachtet man vor diesem Hintergrund die soziale Dynamik in frankophonen Gemeinschaften, wie ich sie mit den beiden Fallstudien angedeutet habe, so zeigt sich, wie eine Schere zwischen den frankophonen Eliten in den Regierungsapparaten der Mitgliedsländer und den Institutionen der *OHF* auf der einen Seite und dem kulturellen und zivilgesellschaftlichen Leben in den frankophonen Gemeinschaften auf der anderen Seite aufgeht. Zwar agiert die *OHF* so, als wäre die Frankophonie ein solidarisches Bündnis, doch auf der Ebene der Interaktion und der Wahrnehmung der frankophonen Kulturen untereinander wird dies nur sehr begrenzt wahrgenommen. Was verbindet schon die Frankophonen in Ontario oder auf den Seychellen mit den ebenfalls französisch sprechenden Valdstanern, Marokkanern oder Madagassen? Oft wohl kaum mehr als ein sehr diffuses Wissen vom anderen. Die Wahrnehmung ihrer kulturellen Gemeinsamkeit als französisch sprechende Bürger ist wohl kaum mehr ausgeprägt als die gleichermaßen geringe Identifikation mit dem Spektakel der Gipfelkonferenzen oder der Neuaufgabe von Strategien und Programmen, es sei denn, sie gehören selbst zum Kreis der Akteure oder der politischen Elite. Das Dilemma gegenwärtiger Frankophonie-Politik besteht nicht zuletzt darin, dass die Wechselbeziehung zwischen dem Geschäft der Institutionen und Akteure einer-

seits und den sozialen und diskursiven Räumen in der Frankophonie andererseits vage bleiben und nur wenig bekannt sind. Weitgehend unerforscht ist hierbei, welche Auswirkungen die Politik und Programmatik der Francophonie auf die kulturelle Praxis und die Diskurse im frankophonen wie im nicht-frankophonen Milieu haben. Im Ringen um transnationale Akzeptanz steht der Blick in die Tiefe des Raums (noch) nicht auf der Agenda der Francophonie. Nicht weniger bedeutsam ist es, die bislang unbekannteren, neuen Artikulationsräume, Identifikationsformen und Deutungsmuster zu erkennen, die im globalen Wandel ins Bewusstsein auch der frankophonen Gruppen, Gemeinschaften oder Staaten treten.

Bibliographie

- Erfurt, Jürgen, 2000. „Frankophone Minderheiten, Migration und *mixité* in Kanada“, in: *Zeitschrift der Gesellschaft für Kanada-Studien*, Bd. 37, 1, 97-112.
- Erfurt, Jürgen, 2005. *Frankophonie*. Sprache – Diskurs – Politik. Tübingen: Francke/UTB.
- Erfurt, Jürgen/Heller, Monica/Labrie, Normand, 2001. „Sprache, Macht und Identität im französischsprachigen Kanada. Ein Forschungsbericht“, in: *Zeitschrift für Kanada-Studien*, Bd. 39, 1, 44-67.
- Heller, Monica/Labrie, Normand, dir., 2003. *Discours et identité : la francité canadienne entre modernité et mondialisation*. Bruxelles : Éditions modulaires européennes.
- Kolboom, Ingo, 2002. „Francophonie: Von der kulturellen zur politischen Frankophonie“, in: Kolboom, Ingo/Korschi, Thomas/Reichel, Edward, Hg., *Handbuch Französisch*. Sprache, Literatur, Kultur und Geschichte. Berlin: Erich Schmidt Verlag, 462-469.
- Krennitz, Georg, 1996. „Zur Normalisierung von einheimischen Sprachen in postkolonialen Situationen. Einige vergleichende Überlegungen“, in: Cichon, Peter, Hg., *Das sprachliche Erbe des Kolonialismus in Afrika und Lateinamerika*. Bestandsaufnahme und Perspektiven aus romanistischer Sicht. Wien: Verlag Edition Praesens, 3-19.
- Labrie, Normand/Roy, Sylvie, 2000. « Transformations et stratégies d'action politique en milieu minoritaire franco-ontarien », in: Dumont, P./Santodomingo, C., éds., *La coexistence des langues dans l'espace francophone, approche macro-sociolinguistique*. Paris : Agence universitaire de la francophonie, 69-74.
- Middell, Matthias, 2003. „Ist die Frankophonie eine Weltregion?“, in: *Grenzgänge*. Beiträge zu einer modernen Romanistik, Bd. 19, 7-29.
- Riesz, János, 2003. „Frankophonie' – Überlegungen zur Geschichte ihrer Anfänge und der Narration ihrer frühen Entwicklung“, in: *Grenzgänge*. Beiträge zu einer modernen Romanistik, Bd. 19, 100-129.

Roy, Sylvie, 2003. « La mondialisation et la nouvelle économie : un centre d'appels dans le Sud de l'Ontario », in : Heller, Monica/Labrie, Normand, dir., 365-399.

Tétu, Michel, ¹1992. *La Francophonie*. Histoire, problématique, perspectives. Paris : Hachette.

Tétu, Michel, 1997. *Qu'est-ce que la Francophonie ?* Vanves : Hachette-Lédicef.